



Kirche in Transformation inmitten von Transformationen

**Schriftliche Fassung des Berichts
von Bischöfin Dr. Beate Hofmann
bei der Ersten Tagung der 14. Landessynode
der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck**

Hohe Synode,

wir kommen von Ostern her, dem Fest der Verwandlung von Tod und Trauer in Hoffnung und neues Leben. Die Ostererzählungen nehmen uns mit in Erfahrungen von Menschen, die sich auf ganz neue Formen der Nachfolge und des christlichen Lebens einstellen mussten. Der Tod Jesu am Kreuz war das Ende ihres Weges mit Jesus, aber auch der Beginn einer neuen Form von Christsein. Jetzt konnten die Jüngerinnen und Jünger nicht mehr einfach mitgehen, jetzt mussten sie selbst Wege finden, um ihrem Glauben Gestalt zu geben und andere dazu einzuladen.

Immer wieder erzählt die Bibel von solchen Erfahrungen des Aufbrechens aus Bisherigem und vom Übergang in ein anderes Leben: Der Auszug aus Ägypten durch das Schilfmeer mit dem langen Weg durch die Wüste, dann der Übergang über den Jordan in ein neues Land, später der Weg ins Exil in Babylon, der Übergang zurück ins Leben im Land Israel. Immer wieder mussten Menschen sich in veränderten Lebensbedingungen einrichten und ihren Glauben angesichts großer Herausforderungen neu buchstabieren lernen. Der Blick auf ihre Erfahrungen kann uns in unseren Zeiten und in unseren Transformationen Mut und Orientierung geben.

Auch in unserer Landeskirche hat es immer wieder Übergänge in neue Formen kirchlichen Lebens und Arbeitens durch gesellschaftliche Veränderungen, durch politische und wirtschaftliche Veränderungen gegeben. Einer evangelischen Kirche ist das „semper reformanda“ in die DNA eingeschrieben.

Diese Erfahrungen in unserer Tradition wird die 14. Landessynode auf ihrem Weg immer wieder erinnern können und müssen, denn große Herausforderungen liegen vor uns. Die will ich in diesem Bericht in der gebotenen Kürze skizzieren.

Wir leben in Zeiten, in denen vieles, was uns selbstverständlich schien, plötzlich hinterfragt wird. Immer wieder geraten wir in Situationen, die von starken Ambivalenzen geprägt sind und uns herausfordern, Spannungen auszuhalten und damit zu leben, dass es keine einfachen Lösungen gibt.

1. Frieden stiften mit oder ohne Waffen?

Seit 10 Wochen tobt der Krieg in der Ukraine in Europa, der unsere Vorstellung von gerechtem Frieden, von einer gemeinsamen, von der Achtung der allgemeinen Menschenrechte getragenen Rechtsordnung, von einem gemeinsamen europäischen Haus erschüttert. Wie geht Friedenstiften in Putins Angriffskrieg? Waffen liefern, um einem demokratischen Staat die Möglichkeit zur Verteidigung gegen Putins Aggression zu geben? Keine Waffen liefern, weil Waffen den Krieg anheizen und nicht zu einem Ende der Gewalt und des Tötens führen? Darüber ist auch in der evangelischen Kirche eine intensive Diskussion entbrannt. Und wir spüren: Hier gibt es keine einfache Antwort. Da sind die grauenhaften Bilder aus Butsch und Mariupol, die empören und zur Verteidigung von Rechtsordnung und Menschenrechten und zur Solidarität mit den Menschen in der Ukraine auffordern. Und gleichzeitig ist die Frage: Was führt jetzt zum Frieden, raus aus dem Töten? Jede Entscheidung kann im Rückblick die falsche sein. Das entbindet uns nicht von der Notwendigkeit der Entscheidung – zeitnah, angemessen, nach den jetzt zur Verfügung stehenden Kriterien und dem gleichzeitigen Aushalten all dieser Fragen und Ambivalenzen.

Ich halte die friedensethischen Diskussionen für notwendig und hilfreich, um das, was wir aus Jahrzehnten der Friedensforschung und der zivilen Konfliktbearbeitung gelernt haben, einzubringen in die Auseinandersetzung mit den erschütternden Erfahrungen in der Ukraine und die christliche Friedensethik weiterzuentwickeln. Als evangelische Kirche haben wir in

diesem Diskurs die Aufgabe, Unrecht beim Namen zu nennen, die ethischen Dilemmata, auch unsere bisherigen blinden Flecken, gründlich zu reflektieren, und auch das anzusprechen, was aus dem Blick zu geraten droht, z. B. die Folgen dieses Krieges für die globale Ernährungssituation. Dieser Krieg wird bald auch in anderen Ländern töten, weil Menschen verhungern.

Unsere Friedensarbeit hat auch eine spirituelle Seite: Friedensgebete, in denen Menschen ihre Sorgen, ihre Solidarität und ihre Hoffnungen vor Gott bringen können. Aber auch die Haltung der Entfeindung gehört zu dieser spirituellen Seite, nämlich die Verweigerung, sich in eine Haltung des Hasses „gegen *die* Russen“ ziehen und sich zu Feinden machen zu lassen. Im Gespräch zu bleiben mit denen, die den Krieg in der Ukraine ganz anders beurteilen und die unterschiedlichen Wirklichkeitsbeschreibungen aushalten, ist derzeit im schwierigen Dialog mit der russisch orthodoxen Kirche, aber auch in vielen Gemeinden und Kirchenvorständen eine große Herausforderung, der wir uns stellen müssen. Im Gespräch bleiben bedeutet nicht, dass wir die Position der russischen Regierung und des Moskauer Patriarchats teilen, ganz im Gegenteil.

Doch sehe ich darin eine wichtige Aufgabe der evangelischen Kirche in wachsender gesellschaftlicher Polarisierung, dass wir Orte des Gesprächs zwischen verschiedenen Perspektiven bieten und festhalten an der Idee, einander zuzuhören und miteinander zu sprechen, auch wenn das schwer ist. Damit bieten wir eine Alternative zu dem Rückzug in die eigene „Blase“, in der alle der gleichen Meinung sind und sich gegenseitig in ihren Haltungen bestärken. Einander in der Verschiedenheit ernstnehmen, miteinander ringen um den richtigen Weg, in diesen Zeiten im christlichen Glauben zu leben, das macht uns als Kirche aus.

Das war schon in den ersten Gemeinden nicht einfach, das spiegelt die Apostelgeschichte. Aber sie zeigt auch, wie verschiedene Parteien immer wieder zusammengefunden haben, wie sie z. B. beim Apostelkonzil (Apg 15) im Rückgriff auf die Lehre Christi den gemeinsamen Nenner benannt, Differenzen ausgehalten und wo nötig, rote Linien gezogen haben.

Und dann gibt es viele praktische Aufgaben, die uns in den Gemeinden gerade fordern:

Da ist zuerst einmal die Aufgabe, den aus der Ukraine Geflüchteten schnell und unbürokratisch zu helfen. Dazu haben wir Wohnraum und Unterkünfte zur Verfügung gestellt, Begleitung organisiert und Spenden gesammelt, um hier bei uns, aber auch in unseren osteuropäischen Partnerkirchen die Hilfe für Geflüchtete wirksam zu unterstützen. An dieser Stelle möchte ich all denen herzlich danken, die sich in den letzten Wochen für die Menschen in und aus der Ukraine engagiert haben.

Inzwischen zeigt sich, dass es zu den diakonischen Herausforderungen in dieser Situation gehört, dass wir auch die Geflüchteten aus anderen Ländern nicht aus den Augen verlieren. Die globalen Auswirkungen dieses Krieges werden uns vor immense Herausforderungen im Blick auf Hunger und Armut stellen. Auch den Zusammenhang mit Klimaschutz und Klimawandel führt uns dieser Krieg sehr eindrücklich vor Augen.

Schließlich sind wir seelsorgerlich herausgefordert in der Begleitung von traumatisierten Flüchtlingen und stark geforderten Helfer*innen sowie in der Begleitung der Menschen, die eine Retraumatisierung individueller Gewalterfahrungen durch aktuelle Kriegsszenarien erleben. Auch die Militärseelsorger*innen sind in diesen Tagen besonders gefragt in der Begleitung von Soldat*innen, die sich realem Krieg gegenübersehen.

2. Folgen der Pandemie

Der Krieg in der Ukraine hat begonnen in einem Moment, in dem viele noch mit den Auswirkungen der Corona-Pandemie beschäftigt sind.

Auch hier haben wir als Kirche gelernt, wie herausfordernd es ist, im ethischen Diskurs eine klare Haltung einzunehmen, zum Beispiel als Synode zum Impfen aufzufordern, um sich und andere zu schützen. Diese Positionierung haben manche Impfgegner*innen als Ausgrenzung und Abkehr von einer Mittlerposition wahrgenommen. Wie können wir einerseits klare Orientierung geben und andererseits Vermittler sein, also Ort der Begegnung und des Gesprächs zwischen unterschiedlichen Ansichten und Erfahrungen? Das ist eine der Fragen, mit denen wir uns in der Folge der Pandemie auseinandersetzen müssen, nicht nur im Blick auf den Streit um die Impfung, sondern auch im Diskurs um rechtspopulistisches Gedankengut. Offen für Vielfalt, geschlossen gegen Ausgrenzung sein, auch das ist ein Balanceakt zwischen klarer Positionierung und offenen Gesprächsräumen.

Die Pandemie hat uns noch viele andere Aufgaben und Herausforderungen „beschert“, zum Beispiel die Frage nach dem Stellenwert von Sorgearbeit in Pflege und Erziehung, das Ringen um Bildungsgerechtigkeit und weltweite Gerechtigkeit bei der Verteilung von Impfstoff.

In unseren Gemeinden, wie in der gesamten Gesellschaft erleben wir im Moment viel Erschöpfung angesichts der Anstrengungen der vergangenen zwei Jahre. Wie halten wir die immer neuen Wellen aus? Wie kommen wir da gut durch? Mir hilft an dieser Stelle der Blick auf die Emmausgeschichte: Das Gespräch mit unterschiedlichen Perspektiven, gemeinsam eine Pause machen und Christus begegnen in Brot und Wein, auch die Erinnerung an das, was mein Herz brennen lässt und mich in Bewegung setzt, schließlich der Mut, mich mit anderen zusammen auf den Weg zu machen, auch wenn ich noch nicht genau weiß, was dabei herauskommt, all das hilft in der Bewältigung dieser Situation.

Ich erlebe die Pandemie als eine Säkularisierungs(wahrnehmungs)beschleunigung, die für uns unbequeme Wahrheiten sichtbar macht. Das haben wir an etlichen Stellen zu spüren bekommen: Viele, die vor der Pandemie in die Kirche gekommen sind, haben sich an Sonntag oder Weihnachten ohne Gottesdienst gewöhnt. Etliche haben sich in ihrem Leben ohne Chor und ohne ehrenamtliches Engagement eingerichtet; Kliniken und Pflegeeinrichtungen lassen mancherorts immer noch keine Seelsorger*innen ins Haus. Und in der öffentlichen Krisenbewältigung in der Pandemie waren Medizin und Epidemiologie die Leitwissenschaften, nur gelegentlich begleitet von ethischen Diskursen, an denen sich auch kirchliche Stimmen beteiligen konnten.

Was bedeutet das für uns als evangelische Kirche? Ich denke, dass wir gerade das Ende einer bestimmten Form von Volkskirche erleben. Kirche ist nicht mehr selbstverständlicher Teil des Lebens, nicht mehr selbstverständlich wahrgenommene Ratgeberin in ethischen Konflikten und geistlichen Nöten. Menschen können bei ethischer oder spiritueller Orientierung zwischen unterschiedlichen Angeboten wählen, beim Heiraten, beim Abschied von einem Menschen, in einer Krise.

Das fordert uns als Kirche heraus: Wir müssen sichtbar und hörbar machen, wofür wir stehen, warum und wie wir einen relevanten Beitrag zum persönlichen Leben und zum Zusammenleben in unserer Gesellschaft, im Dorf, im Stadtviertel leisten. Wer zu uns kommt, tut das heute als Resultat persönlicher Entscheidung und mit einer klaren Erwartung. Diese Erwartungen differieren, je nach Lebensstil und Interessen, das haben uns auch die Fokusgruppen im Verständigungsprozess zum Auftrag der Kirche deutlich gezeigt. Darum ist es wichtig, kirchliches Leben in Vielfalt zu gestalten, um unterschiedlichen Lebensstilen und Lebensrhythmen gerecht zu werden, sei es beim Sonntagsgottesdienst, bei den Kasualien oder in den Formen von Gemeinschaft und Sorge, die wir gestalten. Und es wird immer wichtiger,

über das, was wir glauben und tun, auch zu kommunizieren, und zwar in unterschiedlichen Kommunikationsmedien und Öffentlichkeiten, verständlich und aktiv. Dabei ist die Pluralisierung der Öffentlichkeiten eine der großen Herausforderungen für kirchliche Kommunikation mit ihren beschränkten Budgets.

Trotzdem müssen wir das uns Mögliche tun, um neue Medien als Kontaktflächen zu erschließen, die Sprache- und Lesegewohnheiten der Nutzer*innen zu lernen und zu sprechen. Vor allem aber müssen wir immer wieder hinhören, hinhören auf die Fragen und Sorgen unserer Mitmenschen und hören auf das, was Gott uns sagen will als Orientierung aus der biblischen Botschaft.

3. Nächste Schritte im Reformprozess

Die sechs Grundaufgaben von Kirche und die fünf strategischen Kriterien, die wir in der Sondersynode am 5. März diesen Jahres als Orientierung für unser Handeln beschrieben und beschlossen haben, sind die Leitplanken auf diesem Weg in eine postpandemische Kirche in wachsender Säkularisierung.

Kirchliches Handeln von diesen Grundaufgaben her zu entwickeln und zu überprüfen und bei allen Ressourcenentscheidungen orientiert an den strategischen Kriterien zu entscheiden, das sind die nächsten wichtigen Schritte im Reformprozess unserer Landeskirche in den kommenden Monaten, in der Gestaltung kirchlichen Lebens mit Corona und über Corona hinaus.

Denn wir werden in deutliche Veränderungen gehen: Unsere Finanzmittel werden schrumpfen, die Zahl unserer hauptamtlichen Mitarbeitenden wird schrumpfen, ehrenamtliche Mitarbeitende werden anders als bisher gewonnen und begleitet werden wollen und müssen. Wir werden unseren Gebäudebestand überprüfen und reduzieren müssen, um finanziell, ökologisch und sozial nachhaltig zu arbeiten. Wir werden über Kirchenmitgliedschaftsformen nachdenken und neu ordnen müssen. Wir werden unsere Verfassung überarbeiten und über zukunftsfähige kirchliche Strukturen beraten und wir müssen unsere Haupt- und Ehrenamtlichen in den Gemeinden und anderen kirchlichen Orten gut informieren über das, was wir da tun und warum wir es tun, damit sie diese Wege der Veränderung mit uns gehen können.

Die 183 Beschlüsse, die die 12. Landessynode 2015 gefasst hat, haben dafür wichtige strukturelle Grundlagen gelegt. Sie sind inzwischen weitgehend umgesetzt oder in Umsetzung begriffen. Der Verständigungsprozess hat jetzt die ekklesiologischen Grundlagen weitergedacht, in dem er gefragt hat: Wie wollen wir in Zukunft Kirche sein?

Noch gibt es vielerorts Zweifel, was der Verständigungsprozess für die Bewältigung dieser Herausforderungen beitragen kann. Noch gibt es vielerorts den Wunsch, möglichst schnell wieder so Kirche zu sein wie vor Corona, also in die vertrauten Sicherheiten zurückzukehren und da weiterzumachen, wo wir am 12. März 2020 aufgehört haben.

Aber das geht nicht. Denn die Pandemie hat viele Transformationen in unserer Gesellschaft und in unserer Welt massiv beschleunigt und uns gezeigt, wie die verschiedenen Herausforderungen zusammenhängen. Nachhaltige Energieversorgung, Frieden und der Kampf gegen den Hunger weltweit stehen plötzlich in engem Zusammenhang mit russischen Energielieferungen und dem Krieg in der Ukraine.

Auch die Digitalisierung als globaler Prozess greift umfassend in unsere Kommunikation und unsere Arbeitsprozesse ein. Manches davon hilft uns, mit weniger Ressourcen gute Kommunikation und effektive Verwaltung zu gestalten. Hier werden wir umsichtig durch unsere Digitalisierungsstrategie selbst digitaler zu werden. Anderes, vor allem im Bereich von Big Data

und Künstlicher Intelligenz, fordert unsere ethische Wachsamkeit. Gut, dass unsere Kamern diese Prozesse aufmerksam begleiten.

Die aktuellen Klimaentwicklungsberichte zeigen uns: Wir müssen schneller werden im Umdenken und Umlernen, wenn auch unsere Kinder noch auf dieser Erde gut leben können sollen. Die 14. Landessynode wird über ein Klimaschutzkonzept der EKKW beraten, das Klimaneutralität möglichst schnell erreichen soll und uns etliche Veränderungen abverlangen wird.

Was Klimawandel konkret bedeutet und wie die globalen Veränderungen bei uns in der Region greifbar werden, versuchen wir im Themenschwerpunkt „Wald“ zu bearbeiten. Wie wir hier in Nordhessen in, mit und vom Wald leben, wie der Klimawandel das verändert, ökonomisch und ökologisch, das beschäftigt uns in diesem „Wald-Jahr“. Wir wollen eine Kirche werden, die ihre Verbundenheit mit der ganzen Schöpfung und das Seufzen der Mitgeschöpfe wahrnimmt. Wir wollen in Rücksicht und im Wissen um die wechselseitige Abhängigkeit mit unseren Mitgeschöpfen leben und die Transformationsprozesse im Wald durch nachhaltiges Handeln begleitet. Der Umweltpreis als Waldpreis sucht und prämiert gute Ideen dafür.

4. Visionen und Leitplanken in einer Welt ohne Selbstverständlichkeiten

Manchmal bin ich in den letzten Monaten dem Wunsch nach klaren Zielvorgaben begegnet: „Sagt uns doch, wie Kirche in Zukunft aussehen soll, dann versuchen wir, das umzusetzen.“ Solches Denken übersieht aber die Vielgestaltigkeit von Kirche auch innerhalb der EKKW. Und es übersieht, dass unsere Welt im Moment in so rasanten Veränderungsprozessen ist, dass es schier unmöglich ist, ein klares Zielbild für alle zu skizzieren. Hätte mir jemand bei meiner Wahl vor drei Jahren etwas von Pandemie und Ukrainekrieg gesagt und wie das unser Kirche-Sein beeinflusst, ich hätte es mir nicht vorstellen können.

Die Veränderlichkeit, Unsicherheit, Uneindeutigkeit unserer Lebenssituation fordert eine andere Art von Handlungsorientierung als das in früheren Zeiten möglich und nötig war.

Ich glaube, wir sind wie die Jünger auf dem Rückweg von Emmaus oder das Volk Israel auf dem Weg durch die Wüste auf einem Weg ins Offene. Wir haben dafür Geländer und Leitplanken. Wir haben Visionen vom Reich Gottes, das unter uns begonnen hat und wächst. Aber wir können nicht sagen, wie sich das 2040 oder 2050 konkret weiterentwickelt hat.

Wir können aber beschreiben, wofür wir als Kirche da sind, was unser Auftrag ist, mit dem uns Gott auf diesen Weg ins Offene geschickt hat. Mit diesem Auftrag sendet uns Gott in die Welt, hin zu den Menschen, in immer wieder neue und andere Formen und Orte, um das Evangelium mit Menschen in dieser Welt zu teilen. Wir sollen von unserem Glauben erzählen, Räume suchen, eröffnen und gestalten, Menschen im Leben begleiten, helfen, wo Not drückt, Gemeinschaft ermöglichen und unsere Stimme erheben für die, die nicht gesehen und gehört werden.

Was das konkret im Jahr 2022 in Hanau, in Schmalkalden, in Liebenau oder Tann in der Rhön heißt, das wird nicht die Bischöfin oder die Kirchenleitung festlegen, das müssen Gemeinden in Kooperationsräumen und in ihren Sozialräumen miteinander entwickeln, auf der Basis des Auftrags, den Christus seiner Kirche gegeben hat und den wir angesichts der Veränderungen und Herausforderungen in unserer Welt immer wieder neu durchbuchstabieren können und müssen. Die konkrete Gestalt, in der wir diesen Auftrag leben, wird an verschiedenen Orten verschieden sein.

Als Synode setzen wir dafür den Rahmen, durch die Beschreibung des Auftrags, durch die Festlegung von finanziellen, personellen und strukturellen Rahmenbedingungen. Und wir werden miteinander auf den verschiedenen Ebenen unserer Kirche immer wieder überprüfen müssen: Passt das, was wir tun und wie wir leben, noch zu unserem Auftrag? Wo haben sich neue Herausforderungen entwickelt und welche Formen kirchlichen Lebens lassen sich nicht mehr wie bisher weitergestalten? Wo müssen wir uns stärker fokussieren und Aufgaben in verteilten Rollen wahrnehmen, statt alles überall zu versuchen?

Prozesse wie „Spielraum Gottesdienst“ wollen dazu ermutigen, vor Ort in den Kooperationsräumen die Pandemieerfahrungen konstruktiv aufzunehmen und Gottesdienstkonzepte zu entwickeln, die unterschiedliche Menschen ansprechen und den christlichen Glauben in großer Vielfalt zur Sprache bringen. Der Innovationsfonds, dessen Mittel in den nächsten Wochen an eine erste Runde von Projekten vergeben werden, will ermutigen, neue Wege zum Kirchesein vor Ort zu gehen.

Solche neuen Wege sind auch mit Abschieden, mit dem Loslassen von Vertrautem verbunden. Solche Wege brauchen den Mut, im Vertrauen auf Gott, „getrost und unverzagt“, dem Neuen entgegen zu gehen, etwas zu riskieren, auch Fehler zu machen.

Gott wird uns entgegenkommen und er wird uns begleiten. Auch wenn wir das nicht immer sofort sehen und erkennen, weil unsere Augen gehalten sind. Auch wenn wir manchmal gern umkehren würden, weil das Neue anstrengend und herausfordernd ist. Auch wenn wir manchmal vergessen, wofür unser Herz brennt. Dann ist es gut, Brot und Wein miteinander zu teilen, Gottes Weggeschichten zu hören, von Auferstehung und Verwandlung zu singen und sich gegenseitig zu erzählen von dem, was Hoffnung gibt und zuversichtlich macht:

„Denn ich bin gewiss, dass weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes noch irgendeine andere Kreatur uns scheiden kann von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn.“ (Röm 8,38f)